

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 23 (1940)
Heft: 5

Artikel: Vom Primat des Geistes
Autor: Leox
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409067>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. jeden Monats

Redaktion:

Transitfach 541 Bern

Meide die Dummheit — sie sind gefährlich;
Dynamit explodiert einmal, die Dummheit täglich.
Roda Roda.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)

Sämtliche Adressänderungen und Bestellungen sind zu richten an die Geschäftsstelle d. F. V. S., Postfach 2141 Zürich-Hauptbahnhof, Postch. VIII. 26 074.

INHALT: Vom Primat des Geistes. — Tabor, die Hussitenstadt (Fortsetzung). — Ueber die geistige Struktur des heutigen Durchschnittsmenschen. — August Bebel. — Vermischtes. — Feuilleton: Bilder aus dem alten Bern (Fortsetzung).

Vom Primat des Geistes.

Im Matthäus-Evangelium wird erzählt, dass Jesus vom Geist in die Wüste geführt wurde, auf dass er von dem Teufel versucht würde. Nachdem er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, trat der Teufel zu ihm und sprach: Bist du Gottes Sohn, so sprich, dass diese Steine Brot werden. Und Jesus antwortete und sprach: Es stehet geschrieben: «Der Mensch lebet nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes gehet.» (Matth. 4, 4.)

«Der Mensch lebet nicht vom Brot allein...», diesen Ausspruch hört man heute wieder allenthalben. Von allen Kanzeln verkünden ihn Pfarrer und Pfaffen mit Stentorstimme und sie knüpfen daran ihre mehr oder weniger geistreichen Betrachtungen, die gewöhnlich damit ausklingen: Der Geist ist's, der lebendig macht! Unter diesem «Geist» verstehen sie den Geist des Christentums, sie fordern — so paradox es auch klingt — die Christen zur Rückkehr zum Christentum auf. Sie fordern, dass sie das Christentum leben und nicht nur mit den Lippen bezeugen. Dazu glauben die Hirten ihrer Schafe — um beim biblischen Bilde zu bleiben — ein Recht zu haben. Wir wollen ihnen dieses Recht vorerst nicht bestreiten und etwa juristisch fordern: Wer ein Recht behauptet muss es beweisen.

Die Kirchenfürsten und -Knechte versprechen sich Wunder von dieser Rückkehr der Christen zum Christentum. Wenn heute die Welt auf dem Kopf stehe, so liege die Schuld vor allem im Abfallen vom Christentum. Krieg, Hunger, Elend und Verzweiflung sind Sendungen Gottes, jenes einen und allmächtigen Gottes, der seiner nicht spotten lässt. Wenn sich der Mensch wieder zurückfindet zu Gott, d. h. zur Stellvertreterin Gottes auf Erden, der Kirche, so werden diese Geisseln von der Menschheit genommen, es wird wahr, was sie erhnt: Friede auf Erden. Kein Sehnen und kein Beten der vielen vermochten Gott zur Milde umzustimmen, denn nur die Rückkehr aller zum Christentum, das Gebet aller vermag uns Mittel und Wege zu weisen, die Welt aus dem gegenwärtigen Chaos zu erretten. So und ähnlich predigen Pfarrer und Pfaffen!

Es ist von vorneherein ein müssiges Unternehmen, sich mit Theologen um die Rettung der Menschheit — denn um nichts Geringeres geht es — herumzuschlagen. Wessen Reich nicht von dieser Welt ist, der hat für denkende Menschen ohnehin das Rezeptrecht verloren. Wie könnten sie uns behülflich sein, die Menschheitsfragen zu lösen, wo sie doch ihr Heil nicht im Diesseits, sondern im Jenseits suchen? Das Rezept «Christentum», oder «gelebtes Christentum», wie es neuerdings heisst, dieses Rezept findet keinen Glauben mehr. Die Menschheit ist damit schon zu arg genarrt worden, als dass sie in Wirklich-

keit noch Vertrauen dazu hätte. Annähernd zweitausend Jahre geben diese geistigen Alchemisten vor, das Mittel zur Erlösung der Menschheit zu besitzen, den Frieden auf Erden zu schaffen. In Wirklichkeit haben sie immer wieder den Krieg gebracht, der zwar auf dem Schlachtfeld auch eine Erlösung bringt vom Uebel, doch nicht jene, von der sie uns vorgeben, darum zu wissen. Und wenn es die Menschen, dank der göttlichen Ordnung, jeweilen wieder soweit gebracht haben, dass sie sich gegenseitig im Blute auf den Schlachtfeldern erlösen, dann stehen jene Schwarzkünstler auf und suchen nach der Schuld. Sie rufen nicht im Chor: Unsere Schuld — nein, sie rufen: Eure Schuld: der Unglaube, der Materialismus, die Technik, die Wissenschaft! Sie werfen mit Steinen um sich und vergessen, dass sie trotz dem Dämmerlicht ihrer Kirchen und Dome in einem Glashaus sitzen. Der Kirche kann man mit Fug und Recht jenes biblische Wort zurufen: Wer sich frei fühlt von Schuld, der werfe den ersten Stein. Jeder verteidigt sich aber mit den Waffen, die ihm zu Gebote stehen, und wo der Geist nicht ausreicht, da tun am Ende Steine auch ihre Wirkung. Wir gehen sogar in unserem Verständnis noch weiter: die Kirche kann und darf ihre Schuld am heutigen Chaos nicht bekennen, denn bekanntlich sägt niemand den Ast ab, auf dem er sitzt.

Wir Freidenker halten von dieser sogenannten christlichen Erneuerung nichts. Mit einem alten, überlebten Geist vergangener Jahrhunderte lässt sich die Welt nicht erneuern. Die Kirche sollte endlich erkennen — sofern es ihr wirklich um eine durchgreifende Erneuerung zu tun ist — dass sie nicht immer nur die Rolle des Wegweisers spielen kann, der bekanntlich nicht mitgeht, sondern, dass sie endlich selbst mit Christi Lehren in ihrem engen Kreise Ernst macht, wenn ihr die Gefolgschaft nicht in noch grösserem Masse versagt werden soll. Gewiss, die Kirche kann den Gläubigen Jahrhunderte lang den Himmel versprechen, resp. verkaufen, aber sie kann ihnen keine vierzig Tage und vierzig Nächte Brot versprechen, ohne es zu geben. Geist, auch der Primitivste, setzt Brot voraus. Der Satiriker, Jonathan Swift, der englische Rabelais, hat unfehlbar Recht, wenn er in seinem «Märchen einer Tonne» sagt: Bread is the staff of life = Brot ist der Stab des Lebens!

Wem dieser Stab des Lebens, das Brot, fehlt, der gerät, der Einzelne wie ganze Völker, früher oder später auf Irrwege. Diese Behauptung bedarf wohl kaum der Erhärtung durch Beweise. Wer angesichts der heutigen Tatsachen noch nach Beweisen sucht und sie nicht findet, der ist mit einer geradezu sträflichen Blindheit geschlagen, oder dann eben nicht von

dieser Welt. Für diese Letzteren aber schreiben wir nicht, denn für sie sind die Herren Theologen zuständig.

In sämtlichen Kirchen des Erdballs beten die Geistlichen der christlichen Bekenntnisse mit ihren mehr oder weniger Gläubigen zu Gott: «Unser täglich Brot gib uns heute...» (Matth. 6, 11.) Sie beten nicht um Geist, nein, sie beten um Brot. Mit welchem Erfolg? Unerhört verhallen die Gebete im Aether und das Klagen nimmt kein Ende. Woran liegt es: am Menschen oder an Gott? Kaum dass diese Frage aufgeworfen wird, wird uns von Seiten der Christen schon mit einem Bibelwort geantwortet. Es stehe geschrieben: «Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.» (Matth. 16, 26.) Der Mensch, diese verwegene Kreatur, isi dank ihrer geistigen Fähigkeiten soweit, dass sie die Erde gewonnen und — den Himmel verloren hat. Die Schuld liegt einzig und allein beim Menschen, der sich durch den Materialismus, die Technik und die Wissenschaft der Führung Gottes, d. h. der Kirche, ent schlagen zu können glaubte. Wer auf Irrwegen wandelt, der wird durch Irrungen umkommen. So und ähnlich lauten die Erklärungen der Kirche.

Mit dieser hahnebüchernen Oberflächlichkeit, um nicht zu sagen Seichtheit, will die Kirche die Ursachen unserer heutigen Misere ermitteln und rät den Gläubigen denkbar einfach «sich geistig in Christus zu erneuern». Das Rezept — schon seit bald zweitausend Jahren mit dem «glänzendsten Erfolg» angewendet — lautet auch heute wieder: Das einzige Mittel für die Behebung der moralischen, sozialen und wirtschaftlichen Unordnung ist, dass die Menschen ihr Verhalten nach den vom Erlöser gelehrt en christlichen Tugenden einrichten. Und der Papst, der dieses aprobate Heilmittel in seiner neuesten Osterpredigt vor angeblich 50,000 Gläubigen verkündet, führt dazu weiter aus: «Alles was für die Wohlfahrt und den Fortschritt der Völker eingesetzt werden könnte, wird von seinem natürlichen Lauf abgelenkt und dient dazu, Massaker und Ruinen hervorzurufen. Gibt es ein anderes Heilmittel für all dieses Uebel als Christus?»

Heute, angesichts des Unterganges, weiss der Papst kein anderes Heilmittel als Christus, dessen Lehren die Kirche bis zur Unkenntlichkeit entstellt hat und durch einen grossen theologischen Apparat verhindert, dass diese Lehren je Wirklichkeit werden können. Wäre die Ignoranz und der Egoismus, die aus diesen Worten sprechen, in diesen ernsten Stunden nicht eine Menschenlästerung, so könnte man darüber auf lachen. Nein, die Herren Theologen irren sich, ob absichtlich oder unabsichtlich, sei dahingestellt, wenn sie die Schuld ausserhalb der Kirche suchen. Die Schuld an den irdischen Zer-

würfnissen tragen weder der Materialismus, noch die Technik, noch die Wissenschaft, sondern die Kirche selbst, jene Kirche, die uns heute wieder durch jenes Mittel retten will, das die Uebel verursacht hat. Die Kirche, die Jahrhunderte lang die moralische Lehrmeisterin der Menschheit war und heute noch Anspruch auf diesen Titel erhebt, sie lässt sich aus egoistischen Gründen heute noch nicht davon überzeugen, dass die Lehre versagt, weil sie sie selbst nicht lebt. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Wer lenkt alles, was der Wohlfahrt und dem Fortschritt der Völker dienen könnte, wie der Papst so schön sagt, von seinem natürlichen Lauf ab?

Wir haben diese Frage schon bis zum Ueberdruß behandelt. Aber dies genügt nicht und so müssen wir denn längst Bekanntes immer wieder breitschlagen. Die Menschen zum selbständigen Denken zu erziehen ist eine weit schwierigere Aufgabe, als sie zum Glauben anzuleiten, denn bekanntlich geht der Mensch in seiner geistigen Trägheit den Weg des geringsten Widerstandes, somit den Weg des Glaubens. Ist dies ein Grund zur Verzweiflung? Hat es einen Sinn, in dieser geistigen Wüste zu predigen? Es hat einen Sinn, denn: «Die Ueberzeugung eines einzigen Weisen, so sagt Voltaire, ist doch ohne Zweifel mehr Wert, als die Blendwerke der Schelme und knechtliche Unterwerfung von lausend Dummköpfen.»

Es mutet grotesk an, wenn ausgerechnet der Papst, d. h. die katholische Kirche, für die Völker Wohlfahrt und Fortschritt reklamiert. Dies ist schon mehr als ein schlechter Witz und man muss wirklich die Segnungen der Religion geniessen, um den Widerspruch zwischen diesen päpstlichen Osterworten und den ungeschminkten Tatsachen zu übersehen. So blind macht der Glaube! Wir dagegen stellen fest: *Die römisch-katholische Kirche war und ist es heute noch, die jeder Wohlfahrt der Völker und jedem Fortschritt der Menschheit hindernd im Wege steht.* Wenn heute eine restlose Sabotage durch Index, Bannfluch oder Inquisition nicht mehr möglich ist, so versteht sie dennoch, die Ansätze einer allgemeinen Wohlfahrt und die Möglichkeiten des Fortschritts auf Umwegen durch ihre politischen, wirtschaftlichen und andere Söldlinge zu hintertreiben und wenn möglich in ihr Gegenteil zu wandeln. Dafür sind die gegenwärtigen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Tatsachen schlagende Beweise. In diesem Zusammenhang nur eine Frage: Ist etwa Adolf Hitler primär schuld am heutigen Weltkrieg? Ist es nicht vielmehr jenes katholische Zentrum, mit Herrn von Pappen an der Spitze, das die Verantwortung trägt? Wer hat Hitler gerufen ausser jene Kreise, die mit den Problemen der Gegenwart nicht fertig werden? Heute lamentiert die katholische Kirche,

Feuilleton.

Bilder aus dem alten Bern.

Von Ernst Akert.

(Fortsetzung.)

Haben wir in der letzten Nummer die hübsche Geschichte von der gerichtlichen Verfolgung der Engerlinge durch die Kirche erzählt, von der Verbannung dieser «schändlichen Würm» beim Gehorsam gegen die heilige Kirche im Namen des gnädigen Herrn und Bischofs von Lausanne im Jahre des Heils 1479 nach Christi Geburt, so wollen wir heute vom Jetzerhandel sprechen. Beim Engerlinghandel sahen wir, wie die Dummheit jener Zeit, vor wenig mehr als 400 Jahren, Orgien feierte; beim Jetzerhandeln waren es ebenso wohl die Dummheit des Volkes als die niederträchtigsten Laster der Pfaffen, die Eifersucht, Geldgier, Geltungssucht, Falschheit und Mordgier und der gemeine Betrug der dummen Gläubigen, die sich breit machten.

Bern war damals noch katholisch, römisch-katholisch, und man zählte das Jahr 1508 nach der Geburt des Heilands. Es hatte vielleicht 5000 Einwohner aber eine Menge von Pfaffen.

In Bern waren damals eine Reihe Klöster, so das katholische Stift der 25 Chorherren am Münster, nachdem wenige Jahre vorher die katholischen Deutschritter von Köniz aus dem Münster vertrieben worden waren; das Kloster der Franziskaner, das an der

Stelle des heutigen Kasinos stand und das Kloster der Dominikaner, der Bettelmönche, die die heutige Französische Kirche besassen. Daneben gab es noch eine Reihe anderer «geistlicher» Gemeinschaften wie die Antonier, dann Klöster von Frauenorden, wie die Beguinen in der Insel und andere.

Die beiden Mönchsorden der Franziskaner und der Dominikaner stritten seit langer Zeit um das grössere Ansehen. Jeder wollte um die Christenheit die grösseren Verdienste, die bessern Lehrer und eine grössere Zahl von Heiligen gehabt haben. Jeder dachte auf Mittel, wodurch er das Volk in seine Kirchen und die Geldopfer auf seine Altäre leiten könnte.

Der Franziskaner Skotus, der von 1266—1308 lebte und ein furchtbar gescheiter Kerl war, der sogar den Titel «Doktor subtilis» (scharfsinnig) erhielt, hatte die Behauptung aufgestellt, Maria, die Mutter von Jesus, sei schon bei ihrer Geburt mit einer höhern Natur begabt gewesen als die übrigen Menschen und ohne Sünde geboren worden. Die Dominikaner behaupteten das Gegenteil, Maria sei bei ihrer Geburt allen andern Sterblichen gleich gewesen. Ueber hundertunddreissig Jahre lang stritten sich die Franziskaner und Dominikaner herum. Papst Sixtus IV., selbst ein Franziskaner, hielt natürlich zu seinen Brüdern und versprach allen denen den Ablass ihrer Sünden, die an die Lehre des Franziskaners Skotus glaubten. Das machte einen grossen Eindruck auf das dumme Volk und mit neidischen Augen sahen die Dominikaner wie dieses zu den Franziskanern strömte. Sie wollten nun durch einen Hauptstreich das Blatt umwenden und sich den Sieg verschaffen. In einer Versammlung zu Wimpfen in Schwaben im Jahre 1606 wurde nach vielen

weil der Geist, den sie gerufen, ihr über den Kopf gewachsen ist, weil die Totalitätsansprüche des Nationalsozialismus sich nicht mehr decken mit jenen der Kirche. Man wäre versucht, sie an das alte Sprichwort zu erinnern: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Mit diesen unsern Ansichten stehen wir vorläufig alleine da, denn die Fortschrittsparteien, wie z. B. die Sozialdemokratie, deren Marx seinerzeit noch lehrte: »Religion ist Opium für das Volk«, werden sich von derartigen Gedankengängen mit einem Nasenrumpfen distanzieren. Gerade die Sozialdemokratie hätte allen Grund, den Wurzeln des Uebels, das auch ihren geistigen Zerfall verursacht, nachzugehen. Die kirchlichen Lehren verwässern die Anschauungen und das geistige Gefüge des Sozialismus derart, dass man beim Anhören der sozialdemokratischen Programmpunkte gleich sonderbar angemutet wird, wie wenn der Papst für die Völker Wohlfahrt und Fortschritt reklamiert. Der Unterschied zwischen Papst und Sozialdemokratie in bezug auf die Verwirklichung der Postulate ist der: der Papst will nicht und die Sozialdemokratie kann nicht. Dass die Sozialdemokratie die Postulate nicht verwirklichen kann, das hat die Geschichte seit 1914 zum Ueberdruß bewiesen. Woran liegt die Schuld? Wohl vor allem an der geistigen Haltung, an der mangelnden Ueberzeugung, denn wer mit dem einen Auge noch nach dem Jenseits schielt und sein Glück noch in himmlischen Gefilden sucht, auf den ist kein Verlass. Entweder Himmel oder Erde, denn man kann nicht zwei Zielen dienen! — Kehren wir nach diesem kleinen Ausfall wieder zu unserem Thema zurück.

Wenn man dartun wollte, dass es die Kirche war, die seit Konstantin dem Grossen bis in die Gegenwart jede Wohlfahrt und jeden Fortschritt verhindert oder zum Mindesten sabotiert hat, dann müsste man Bände füllen. Von der Gott-Freundlichkeit der Kirche — oder lies besser, von ihrem Egoismus — haben wir markante Zeichen, doch nicht von ihrer Menschen-Freundlichkeit. Es wäre eine äusserst dankbare Aufgabe für einen freidenkenden Historiker, diesen Tatsachen nachzuspüren und eindeutig festzustellen, wie weit sich die tatsächlichen Verdienste der Kirche decken und jenen, die sich sich andichtet. Wenn es einen Gott gäbe, und wenn der Mensch das Ebenbild dieses Gottes wäre, als das er sich in christlicher Ueberhebung ausgibt, dann wäre die Rolle der Kirche, an ihren Taten gemessen, nichts als eine grosse Gotteslästerung. Da ein derartiges Werk, das die sozialen und moralischen »Verdienste« der Kirche sachlich würdigt, vorläufig noch fehlt, müssen wir uns mit kleinen Teilstücken aus diesem Kapitel begnügen.

Auf einer Tagung der Royal Institution in London führte

der englische Gelehrte J. Ramsay McDonald am 22. Oktober 1937 aus: Civilization is not a static state but one of dynamic activity which requires direction = *Die Zivilisation ist nicht ein statischer, sondern ein dynamischer Zustand, der Führung erfordert.* Auf den ersten Blick könnte man glauben, dass Ramsay McDonald offene Türen einrenne. An Führung fehlt es doch nicht, wir sind direkt übersättigt an »Führung«. Vom Morgen bis zum Abend, von der Wiege bis zur Bahre, werden wir geführt. Das ganze Leben wir zusehends reglementiert. Ein Reglement ruft dem andern und die Druckerpressen laufen um die Wette mit den Notenpressen der Nationalbanken. Dabei ist es völlig gleichgültig ob der Eine oder die Vielen führen ob Diktatur oder Demokratie. Und in dem Masse, wie sich die Reglemente und Paragraphen häufen und türmen, versinken wir und der Abgrund droht die ganze Gesellschaft des homo sapiens zu verschlingen. Woran liegt es denn, dass unsere Zivilisation trotz der Führung, oder gerade wegen ihr, zum Teufel geht?

Die Antwort ist denkbar einfach: Weil die vermeintlichen Führer im Grunde genommen Verführer sind, weil sie die Zivilisation als einen statischen Zustand auffassen und mit allen Mitteln nur dahin tendieren, den status quo zu halten! Sie betrachten unsere Welt als die beste der Welten, an der Prinzipiell nichts zu rütteln ist, denn das Glück der Vielen müsste notgedrungen das Glück der Wenigen beeinträchtigen. Es will ihnen nicht einleuchten, dass die Zivilisation nur bestehen kann, wenn sie dynamisch ist, also im Gegensatz zur Statik steht. So brodelte und kochte es unter den geistigen Sedimenten religiöser, wirtschaftlicher, sozialer und politischer Anschauungen und aus dem Widerstreit des dynamischen Geistes von Wissenschaft und Technik und dem statischen Geist von Religion, Philosophie und der Geisteswissenschaften resultiert jener Nihilismus und jene Untergangsstimmung, die unserer Zeit das Gepräge geben. Auf der einen Seite Glanz- und Höchstleistungen von Wissenschaft und Technik und auf der andern Seite moralischer Sumpf, wahre Dschungelmoral. Diesen Gegensatz verdanken wir dem Primat desjenigen Geistes, der seit Jahrhunderten die moralische Führung innehat und der sie heute noch für sich in Anspruch nimmt, dem christlichen Geiste. Nicht die Wissenschaft und die Technik tragen die Schuld an den heutigen Mißständen, sondern jener gepriesene christliche, d. h. der unwissenschaftliche Geist, der bisher die Führung inne hatte und die Dinge nicht meistern kann. Materielle Interessen der einen und geistige Beschränktheit der andern hindern, dass aus dem angeblichen Jammertal ein Paradies werde — was offenbar im Ratschlusse ihres Gottes liegt.

Klagen über das wachsende Ansehen der Franziskaner und über die Verarmung (!) des eigenen Ordens beschlossen, durch wundervolle Erscheinungen die Gunst des Volkes für den Dominikanerorden wieder zu gewinnen. Der Subprior des Dominikanerklosters an der Zeughausgasse in Bern, Franz Ueltschi, bot hierzu die Hilfe seines Klosters an. Das Volk dieser Stadt sei einfältig und tapfer, leicht werde es wunderbare Erscheinungen glauben und für das Ansehen derselben sogar mit den Waffen kämpfen. Seine Rede gefiel. Nach Bern zurückgekehrt besprach er sich mit dem Prior seines Klosters, Joh. Vater von Marbach, dem »Professor« Bolshorst von Offenburg und dem Schaffner Steinegger von Lauperswyl. Alle waren bereit, für die Hebung ihres Ordens das Aeusserste zu wagen. Sie benutzten dazu einen beschränkten Menschen, Johannes Jetzer, Schneider von Zurzach, der einen Bekannten im Kloster hatte und selbst wünschte ins Kloster aufgenommen zu werden. Dafür schenkte er dem Kloster seine ganze Habe. Die »Väter« glaubten, dies sei der rechte Mann, der zu ihrem Spiele passe. Sie schreckten ihn nachts durch Gepolter vor seiner Tür, rissen ihm die Decke vom Bett und erregten so die Vorstellung von Gespenstern. In der folgenden Nacht kam Ueltschi, der famose Herr Subprior, nachdem er zuerst Steine im Gang vor Jetzers Zelle herumgeworfen hatte, von schwarz gefärbten Hunden begleitet in sein Zimmer, tobte in demselben herum, hetzte seine Hunde, dass sie einen grässlichen Lärm erhoben, seufzte, betastete Jetzern im Bette usw., um so den Eindruck zu erwecken, der Teufel sei gekommen. Der »Teufel« ist bekanntlich eine Institution der katholischen Kirche. Wer noch heute an den »Teufel« glaubt, ist vermutlich auch ein dummer Teufel. Jetzer rief dem als Teufel ver-

kleideten Herrn Prior ängstlich zu, ich kann dir nicht helfen. Der »off« Teufel antwortete ihm: »Du und deine Brüder können mir helfen. Ueber acht Tage komme ich wieder.« Um die bestimmte Zeit kam der Herr Subprior Ueltschi in Gestalt eines Geistes wieder mit ärgerem Lärm als zuvor. Jetzer, am ganzen Leibe zitternd, fing an ihn zu beschwören, so wie er es gelehrt worden war, und fragte den Tobenden, wie er ihm helfen könne. Der Geist erzählte mit verstellter Stimme, wer er sei, welche Strafe er leide und wie er davon erlöst werden könne. Er hoffe, die Brüder werden ihm Hilfe »gewähren. Nach acht Tagen wolle er wieder kommen und Nachricht bringen. Jetzer erzählte den »Vätern« was vorgefallen war. Es wurde beschlossen, alles Verlangte auszuführen, worunter besonders auch, dass er, Jetzer, sich dreimal bis aufs Blut geißeln solle. Der Geist erschien in der verheissenen Nacht in prächtiger Kleidung und dankte Jetzer für die Erlösung, dann beklagte er die vielen, die im Fegfeuer litten, während er jetzt höchst glücklich sei. Auf Jetzers Frage, wer denn die Leidenden seien, erwiderte der Geist, das seien besonders jene, die nach der Art der Franziskaner behaupteten, Maria sei ohne Sünde auf die Welt gekommen; diesen Irrtum wolle die freundliche Mutter Jesu nicht länger dulden. Sie werde ihm deshalb nächstens selbst erscheinen und ihm hierüber mehreres offenbaren. Jetzer berichtete den »Vätern« alles und diese priesen ihn glücklich, dass er solcher Erscheinungen würdig erachtet werde. Sie unterrichteten ihn, wie er sich dabei verhalten, wonach er fragen solle. Sie heuchelten Freude über Jetzers Glück.

Das war aber nur die Einleitung, von nun an sollten Dinge

Wenn die Gattung Mensch den Wunsch hegt, sich wenigstens in wenigen Exemplaren noch in spätere Jahrhunderte hinüberzuretten, dann muss sie die geistige Führung jenen entwinden, die sie, zum Verderben, Jahrhunderte inne hatten. Man komme uns nicht mit der Mär vom «gelebten Christentum», denn wer es die verflossenen Jahrtausende nicht lebte, der wird es auch in den kommenden nicht leben! Was von Christi Lehren noch am Christentum haftet ist einzig der Name. Alles andere ist schon jene in der Bibel gerügte Anbetung des goldenen Kalbes, ist Machthunger und Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Es gibt nur einen Gott, die Macht der jeweiligen herrschenden Klasse, das Gold, von dem schon Euripides sagte: *Und mehr als tausend Gründe wiegt des Goldes Macht!*
Leox.

Tabor, die Hussitenstadt.

(Die tschechische Ketzerbewegung und Böhmens Kampf gegen Papst und Kaiser im 15. Jahrhundert.)

(Schluss.)

In der tragischen Schlacht von Lipany bei Böhmisch-Brod standen die 18,000 Taboriten einem Koalitionsheere von 25,000 Mann der gemässigten Hussiten und Katholiken gegenüber. Heftig tobte der Kampf den ganzen Tag und die Nacht hindurch. Als der Morgen graute, war das Schicksal der Taboriten besiegelt; 13,000 lagen tot auf dem Schlachtfelde, unter ihnen ihr alter siegreicher Führer, der ehrwürdige Priester Prokop der Grosse. Zwar griffen die Ueberlebenden im Herbst noch einmal zu den Waffen, aber sie bildeten keine ernste Macht mehr.

Dieser Tag von Lipany ist neben der Schlacht auf dem Weissen Berge bei Prag (8. November 1620) und dem Münchener Septembertag 1939 einer der schwärzesten Tage der tschechischen Geschichte. Eine grosse, national, sozial und religiös weit über den Rahmen der damaligen Zeit hinaus fortschrittliche Bewegung fand bei Lipany ihr Ende. Dass sich der sozial fortschrittliche Charakter der Bewegung weitgehend in religiöse Formen hüllte, war bei der damaligen Zeit gar nicht anders möglich. Doch das religiöse Ketzertum war, obwohl den Beteiligten selbst vielfach unbewusst, nur die Hülle revolutionärer sozialer Bewegungen. Erst hundert Jahre später wurden dieselben sozialen und religiösen Ketzereien gegen die damals Herrschenden wieder lebendig. Doch das ist der grosse Unterschied zwischen der deutschen Reformation unter Martin Luther und dem Reformationsversuch der hussitisch-taborischen Tschechen: Der deutsche Reformator schlug sich

sehr schnell auf die Seite der Fürsten und des Adels. Die deutschen Bauern unter Thomas Münzer, die eigentlichen und ursprünglichen Träger der Reformation, wurden mit Unterstützung Luthers, ja unter seiner Initiative ermordet. Martin Luther wurde der Henker der deutschen revolutionären Bauern, dafür konnte die deutsche Reformation allerdings auch siegen. Doch damit hatte sie auch ihren fortschrittlichen Charakter verloren und wurde bis heute ein Instrument der reaktionärsten Reaktionäre innerhalb des deutschen Reiches.

Tabor ist nicht nur ein Symbol und eine Etappe der tschechischen nationalen, sozialen und religiösen Geschichte, es ist gleichzeitig eine wichtige Etappe der sozialen Kämpfe und der Geschichte ganz Europas. Die Macht des Adels war in Böhmen gebrochen. Selbst nach der Schlacht von Lipany konnte man sie nur langsam und vorsichtig mit kaiserlicher und kirchlicher Hilfe wieder aufrichten.*) Von 1419 bis 1934 war Böhmen praktisch eine weitgehend von den Vertretern des wirklichen Volkes regierte Republik, die erste Volksrepublik Europas. Von den Bauern- und Bürgerheeren der Tschechen wurden 14 Jahre lang die reaktionären päpstlichen und kaiserlichen Truppen fast ganz Europas, wenigstens soweit es unter dem Zepher der Romkirche war, zurückgeschlagen und immer wieder besiegt. Žižka und sein würdiger Nachfolger Prokop der Grosse sind wohl fast die einzigen Heerführer der europäischen Geschichte, die keine Schlacht verloren haben. Als jedoch bei Lipany das Schicksal der Taboriten besiegelt war, da starb auch Prokop unerkannt als einer der vielen Kämpfer des Taboritenheeres. Er hatte zwar schon Monate vor der tragischen Schlacht den Oberbefehl über das damals noch gemeinsame böhmische Heer niedergelegt, nachdem sich gezeigt hatte, dass es dem Baseler Konzil gelungen war, die einheitliche Front der Tschechen zu sprengen, doch hatte er bei Lipany noch einmal den Oberbefehl übernommen, um in einer letzten Schlacht, diesmal grösstenteils gegen die bis vor kurzem noch eigenen Anhänger, die Vernichtung der Bewegung zu vermeiden. Es gelang nicht: das Rad der Geschichte wurde auf den blutigen Feldern bei Lipany um fünfzehn Jahre zurückgedreht.

Tabor war eine grosse soziale Gemeinschaft, der Versuch der Verwirklichung einer grossen Idee. Der Geist der Brüderlichkeit umfing alle. Es gab keine Standes- und kaum Besitzunterschiede. Žižka und Prokop starben ebenso arm wie

*) So ist bezeichnend, dass der Sieger von Lipany, Plačok, Herr auf Pirkstein, damals ein eifriger Katholik, später selbst in Opposition zum Kaiser geriet und vier Jahre später als Führer eines Hussitenheeres gemeinsam mit den Taboriten gegen Albrecht von Habsburg auftrat.

kommen, welche den Ruhm des Dominikanerordens erheben und das Ansehen der Franziskaner stürzen sollten.

Der «Professor» Bolshorst verkleidete sich als heilige Barbara und erschien in einer Nacht dem Jetzer. Die heil. Barbara sagte zu ihm, ich habe dich, als du im Rhein am Ertrinken warst, gerettet. Bereite dich vor, um Mitternacht wird die Himmelskönigin Maria dir erscheinen. Gib mir den Brief, den du bei dir hast, damit ich ihn Maria übergebe. Ich kenne seinen Inhalt.

Die frommen «Väter» hatten Jetzer vorher einen Brief an Maria übergeben, in welchem eine Menge Fragen an diese gerichtet waren, über die Lehre ihres Ordens und über die Schicksale ihrer Gegner, der Franziskaner.

Nach Mitternacht kam Maria, begleitet von der heiligen Barbara und zwei Engeln. (Alle vier «Väter» hatten sich diesmal verkleidet, der Prior Vater, der Subprior Ueltschi, der «Professor» Bolshorst und der Schaffner Steinegger.) Maria brachte den Brief wieder, der mit zwei Siegeln versehen war, nicht von Wachs, sondern von geschabter Leinwand, die sie, wie sie versicherte, selbst aus den Windeln gemacht, in welche sie einst ihr Kind eingewickelt und in die Krippe gelegt habe. Auf jedem Siegel war ein Kreuz aus dem von ihr aufbewahrten Blute Jesu. Sie erklärte, das, was die Dominikaner von ihrer Geburt lehrten, das sei wahr. Sie trug ihm auf, dies dem Papst nach Rom zu berichten mit der Aufforderung an den Papst, dass er von nun an diese Lehre allein beschützen und durch Erteilung des Sünden-Ablasses begünstige, die Gegner aber mit dem Banne belegen solle. Wenn dies nicht geschehe, so würde grosses

Unglück über die Christenheit kommen. Auf Jetzers Einwendung, dass niemand ihm glauben werde, erwiderte Maria, sie wolle ihm ein solches Zeichen geben, dass niemand mehr zweifeln könne. «Sie» ergriff seine Hand und durchstach sie mit einem dreieckigen Eisen unter den Worten: «Dies ist die Wunde meines Sohnes, daran wird man erkennen, dass du mein Bote bist. Heute noch sollst du diese Dinge dem Rat der Stadt bekanntmachen.» Jetzer schrie laut auf vor Schmerz. «Maria» entfernte sich mit «ihren» Begleitern. Die «Väter», die auf das Geschrei herbeieilten, küssten die blutende Hand des Betrogenen, verehrten ihn als einen Heiligen und verbanden die Wunde, die sie mit einer gewissen Salbe bestrichen, damit sie nicht zuheile. Vor den Siegeln, die mit dem Blute Christi bekreuzt waren, fielen sie auf die Knie. Sie trugen sie mit grossem Gepränge in die Sakristei, um sie zu verwahren.

Am folgenden Morgen, am Feste von Mariä Verkündigung, predigte Bolshorst dem Volk, es seien grosse Wunder in ihrem Kloster geschehen, dass Jedermann erstaunen werde. Der Stadt Bern und der ganzen Eidgenossenschaft werde daraus Ruhm und Nutzen erwachsen.

Von nun an wurde Jetzer viel besucht. Geistliche und Weltliche kamen und liessen sich von den «Erscheinungen» erzählen, die Tüchlein, womit seine Wunde verbunden ward, gab man den Gönnern des Klosters als etwas besonders Heiliges.

(Fortsetzung folgt.)